

Die Stasi und das Weltgefüge

Erkenne die scheiß westdeutschen Filmfragen! Mit Thomas Brasch und Paul Gratzik läßt sich das kaum vermeiden

Grit Lemke

Auf die Bemerkung des Gesprächspartners, dass er in seiner Kunst ein Land beschreibe, entgegnet Thomas Brasch, das mache er natürlich nicht – er sei ja kein Geograph. Alles, was er tun könne, sei, seinen Zustand, seine Geschichte und seine Sicht auf die Dinge wiederzugeben. Einer der goldenen Sätze der diesjährigen Berlinale, die ins Stammbüchlein jedes Filmemachers geschrieben gehört. In „Brasch. Das Wünschen und das Fürchten“, in dem Christoph Rüter eigene Interviewaufzeichnungen mit Film- und Fernsehausschnitten sowie Videotagebüchern des 2001 verstorbenen Dichters, Dramatikers und Filmemachers verbindet, fallen sie reihenweise. So entfaltet sich ein Brevier der Wahrheiten über Kunst und Künstler, die DDR und Deutschland, das Deutsche und das Jüdische. Wahrheiten, die man in Ehrfurcht aufsaugen kann, aber keine Reibungsfläche. Ein großer, geschliffener Monolog, der das Dialogische sowie die Zerrissenheit und Tragik des Künstlers – der von seinem Nomenklatur-Vater nicht nur in die NVA-Kadettenschule gesteckt, sondern später auch in den Knast gebracht wurde, und an dessen Grab er am Ende doch seine Ehre bezeugte – nur zuweilen aufschimmern lässt. Eine Verbeugung statt eines kräftigen Schlags auf den Hinterkopf, wo das Denken es sich bequem macht.

Ganz anders, als ordentlich eins in die Fresse, kommt da Annekatriin Hendels „Vaterlandsverräter“ – ebenfalls das Porträt eines (ost)deutschen Dichters und Dramatikers – schon in der grandiosen Anfangsszene (die allein schon einen Preis verdiente!) daher: Ein wütender alter Mann im Boot, Paul Gratzik, beschimpft die Regisseurin, als sie ihn auf seine IM-Vergangenheit anspricht: „Ich erkenne die Scheiß-westdeutschen Filmfragen sofort ...“ Und nachdem er sich zuvor von der Figur des „Denunzianten“ deutlich distanziert hatte, befindet er nun, man habe den ganzen Kapitalisten gar nicht genug „ans Bein jepinkelt“ und so gesehen sei es wohl ein Fehler gewesen „bei der Stasi in' Sack jehauen“ zu haben. Zwischen diesen Polen wird der Film sich nicht einfach bewegen, sondern hin und her geworfen sein, eine wuchtige Erinnerungsmaschine. Das ist harte Arbeit – so wie Gratzik als einer beschrieben wird, der an der Schreibmaschine schwitzt, begeben sich hier zwei in den Steinbruch des Verdrängten, in die Knochenmühle des Sich-Verweigerns, Streitens und Trauerns. Eine Biographie voller Widersprüche wird erzählt, von Gratzik selbst, Freunden und Weggefährten, seinem Führungsoffizier (der geradezu unverschämt dem Prototyp eines solchen entspricht), Ex-Frauen und Kindern, in seinen behutsam visualisierten Texten, und in Bildern: gemalten, die die Erzählungen aus der Vergangenheit weniger illustrieren als sie atmosphärisch verdichten und vor allem den von Johann Feindt gefilmten, die Wut, Zerrissenheit und Einsamkeit fast schmerzhaft eindringlich werden lassen. Sie zeigen einen, der ein Flüchtlingskind war, Arbeiter, gefeuerter Literaturstudent, hoch gelobtes Dichtertalent, IM und schließlich Dissident. Der die Druckgenehmigung für „Transportpaule“ (ein in der DDR als subversiv angesehenes Buch) von der Stasi als Belohnung für treue Dienste bekommt und eben jene zunehmend als „Vaterlandsverrat“ empfindet, den Dienst quittiert, sich bei seinen Freunden outet und somit im Osten zur Unperson und zum grantelnden, aber nicht verbitterten Uckermark-Eremiten wird. Und der zu Recht seine Verweigerungshaltung gegenüber dem ewigen Stasi-Thema auch darauf gründet, dass dieses nur als Teil eines „großen Weltgefüge“ verstanden werden könne: „Wir beide

ordnen das nicht ein.“ Mit dem gleichen Recht aber hält Hendel mutig dagegen, wohl wissend, dass es hier um mehr geht, als MfS-Akten sagen, und dass es eben nicht egal für den Lauf der Dinge und der Welt ist, ob einer die Namen aller seiner Kinder weiß. Endlich mal ein kluger, gültiger Film zu DDR, Stasi, Dichtung und Verrat, der mehr als die „scheiß-westdeutschen Filmfragen“ vorzubringen hat, weil er eben nicht versucht, ein Land zu beschreiben. Die Frage nach der Stasi, sagt Gratzik, ist der tödliche Nagel im Kopf des Dichters (dessen Berufsgruppe mit „satten neunzig Prozent“ dabei war, wie eine West-Lektorin im Film befindet). Genau in dem nicht aushaltbaren Schmerz, mit dem er sich hineinbohrt und der sich auf uns überträgt, liegt der Unterschied zwischen Hendels Erzählung und all dem anderen Stasi-Geseiere, das man getrost vergessen kann.

»Brasch. Das Wünschen und das Fürchten«, Regie: Christoph Rüter, D 2011, 92 min

»Vaterlandsverräter«, Regie: Annekatriin Hendel, D 2011, 97 min

Erschienen in: junge Welt, 12.02.2011

<http://www.jungewelt.de/2011/02-12/020.php>